

Die Wissenschaft des Unbewussten

Herausgegeben von
Kathy Zarnegin

Königshausen & Neumann

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Berta Hess-Cohn Stiftung, Basel.

Die Wissenschaft
des Unbewussten

Herausgegeben von
Kathy Zammit

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2010

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Bindung: Verlagsbuchbinderei Keller GmbH, Kleinlöder

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-4334-5

www.koenigshausen-neumann.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

Königshausen & Neumann

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----|
| <i>Kathy Zarnegin</i> Einleitung | 7 |
| <i>Christian Kläui</i> Ursprung und Ereignis Freud und die Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse | 21 |
| <i>Henk de Berg</i> Die positivistische Versuchung Zur Religionskritik in der <i>Zukunft einer Illusion</i> | 33 |
| <i>Wolfgang Mertens</i> Möglichkeiten der Beforschung unbewusster Prozesse in therapeutischen Dyaden | 55 |
| <i>Peter Widmer</i> Wahrheit bei Freud und Lacan..... | 71 |
| <i>Ralph Pordzik</i> Rückwärtige Illusionen Die Psychoanalyse und das unbewusste Wissen der Kultur | 85 |
| <i>Michael Schmid</i> Der Triumph der Religion und das Versagen der Psychoanalyse | 101 |
| <i>Edith Seifert</i> Von laufenden und stotternden Maschinen Die »Psyche« in neurowissenschaftlicher und psychoanalytischer Sicht..... | 121 |
| <i>Hans-Dieter Gondek</i> „Die Wissenschaft und die Wahrheit“ Überlegungen zum Verhältnis von Psychoanalyse und Wissenschaft bei Jacques Lacan..... | 137 |
| <i>Ueli Mäder</i> Soziologische Biografieforschung und Psychoanalyse..... | 157 |

Inhaltsverzeichnis

Matthias Vogel
Die »Psyche« der Psychoanalyse 173

Jürgen Mohn
„Wissenschaft der Mythologien – Mythologien der Wissenschaft“
Mythos, Religion und das Unbewusste im Spiegel der Wissenschafts-
verständnisse der Psychoanalyse (S. Freud, C.G. Jung) und des
Strukturalismus (C. Lévi-Strauss)..... 189

Brigitte Boothe
Psychoanalyse des Wünschens 213

Kathy Zarnegin
Wilhelm Meisters Trauerjahre
Die Melancholie der Glückssuche in W. Genazinos Roman
„Das Glück in glücksfernen Zeiten“ 235

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 255

Soziologische Biografieforschung und Psychoanalyse

Was macht der Mensch aus dem, was die Gesellschaft aus ihm gemacht hat? So lautet eine grundlegende existenzphilosophische Frage von Jean-Paul Sartre. Sie weist auf individuelle Freiräume hin, die trotz gesellschaftlicher Prägung bestehen. Jahre zuvor begründete die Kritische Theorie eine Tradition, Marxismus und Psychoanalyse miteinander zu verknüpfen. Dieser Strang ist auch heute wichtig, aber nicht mehr so gefragt. Strukturelle Sichtweisen weichen individualistischen und radikal konstruktivistischen. Das veranschaulicht der Diskurswandel in den Sozialstrukturanalysen. Dem gegenüber lässt sich gerade anhand soziologischer Biografieforschung zeigen, wie viel Gesellschaftliches sich im Individuellen dokumentiert. Dabei gilt auch das Umgekehrte, und zwar ohne „biographische Illusion“ (Pierre Bourdieu). Ein Strang reicht zur „Chicago School“ zurück, in der sich bereits soziologische und psychoanalytische Sichtweisen annäherten.

Soziale Wesen

Menschen sind soziale Wesen. Wenn sie zur Welt kommen, sind andere schon da. Das mag eine erste narzisstische Verletzung sein, zeigt aber auch, dass wir als Individuum ohne Gesellschaft nicht leben können. Was die „Psychoanalyse und Soziologie“ verbindet, findet sich spätestens seit Erich Fromm in den wichtigsten Zügen zusammen gefasst: Die Gesellschaft besteht aus lebendigen Menschen, die auch vergesellschaftete Wesen sind.¹ Fromm rekurrierte dabei auf Karl Marx: „Die Geschichte tut nichts, sie besitzt keinen ungeheuren Reichtum, sie kämpft keine Kämpfe. Es ist vielmehr der Mensch, der wirkliche, lebendige Mensch, der alles tut, besitzt und kämpft.“² Zuvor bezog sich schon Alfred Adler³ darauf, wie Marx die Mechanismen der Unterdrückung ergründete und dafür plädierte, *bewusst* Geschichte zu machen.

Der Versuch, einen unorthodoxen Marxismus mit der Psychoanalyse zu verbinden, prägte die Kritische Theorie.⁴ In dieser Tradition setzte sich Alfred Lorenzer bis ins 21. Jahrhundert dafür ein, die Psychoanalyse und Soziologie

¹ Erich Fromm: *Psychoanalyse und Soziologie*. In: Zeitschrift für Psychoanalytische Pädagogik, Wien 1928/29. S. 269.

² Karl Marx: *Frühe Schriften*. Bd. I. Stuttgart: Cotta 1962. S. 777.

³ Beispielsweise in seinem Vortrag in der „Mittwochsgesellschaft“ (am 10. März 1909 der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung).

⁴ Bzw. die Frankfurter Schule, zu der bekanntlich Max Horkheimer, Theodor Adorno, Leo Löwenthal, Erich Fromm u.a. gehörten.

stärker miteinander zu verbinden. Seine (soziologisch mitbegründete) tiefenhermeneutische Anthropologie verstand er als psychoanalytische Kulturtheorie. Er bezog sich dabei auch auf die verstehende Soziologie von Max Weber, der ebenfalls die Bedeutung kaum zugänglicher psychischer Anteile betonte. In den Vereinigten Staaten arbeitete Psychoanalytiker Harry Stack Sullivan mit Erich Fromm zusammen. Zudem mit William Thomas und andern Forschenden der Chicago School, die soziale Realitäten aus der Wahrnehmung handelnder Menschen beschrieben und vielfältige methodische Zugänge weiter kultivierten; so etwa die Teilnehmende Beobachtung oder die Analyse von Briefdokumenten. Im Vordergrund stand der handelnde Mensch. Zudem die Frage, was die Authentizität ausmacht und die Entwicklung der Identität fördert. Ich greife diese Ansätze auf, diskutiere die Psychoanalyse als Methode der Sozialforschung und skizziere, wie der Diskurswandel in der Sozialstrukturforschung von strukturellen zu mehr individuellen oder sogar individualistischen Sichtweisen führt, was keineswegs zwangsläufig ist. Individualpsychologie lässt sich auch als Sozialpsychologie verstehen. Individuen leben immer im Kontext zwischenmenschlicher Beziehungen.

Psychoanalyse als Sozialforschung

Psychoanalyse ist mehr als Therapie. Sie ist auch eine wichtige Methode der Sozialforschung.⁵ Von faschistischen Regimes verboten, erlebte die Psychoanalyse in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts eine kleine Renaissance. Als wegleitend erwiesen sich Studien von Theodor Adorno über die autoritäre Persönlichkeit. Hinzu kamen Versuche, Krankheitsdiagnosen auf die Gesellschaft anzuwenden. Dabei interessierte, wie kollektiver Wahnsinn zur (pathologischen) Normalität werden konnte und kann.⁶ Die Ansätze zeigen, wie hilfreich der psychoanalytische Zugang ist, wenn es darum geht, sich sozialen Beziehungen und Strukturen anzunähern. Wer beispielsweise Fremdes und Unbekanntes verstehen will, muss sich, wie noch zu zeigen sein wird, unabdingbar mit unbewussten Anteilen auseinandersetzen. Aber das lässt sich nicht mechanisch vollziehen.

Die Psychoanalyse ist keine Methode, die sich instrumentell anwenden lässt, um einen Gegenstand zu erfassen. Sie berücksichtigt viel mehr, wie unbewusste persönliche oder kollektive Anteile kognitive Erkenntnisse beeinflussen und auch die Wahrnehmung gesellschaftlicher Kontexte prägen, die für die Soziologie zentral sind. So fand das darwinistische Bild des Raubtiermenschen beim aufstrebenden Manchester-Kapitalismus großen Anklang. Auch psychoanalytische

⁵ Ausführlich zu diesem Thema vgl. Thomas Leithäuser und Birgit Volmerg: *Psychoanalyse in der Sozialforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1988.

⁶ Horkheimer, Adorno und Fromm haben sich in ihrer soziologischen Autoritarismusforschung ausdrücklich auf die Psychoanalyse bezogen. Vgl. auch Thomas Kornbichler: *Die Sucht, ganz oben zu sein*. Stuttgart: Kreuz 2007. S. 11ff.

Ansätze konnten sich von diesen geistigen Traditionen nicht ganz freihalten. In seinen verschiedenen Trieblehren und vor allem in seinem Spätwerk stellte Freud den Menschen als wilde und grausame Bestie dar, die sich durch die Kultur nur mühsam domestizieren lasse.⁷ Alfred Adler verstand die Aggressionen mehr aus erzieherischen und kulturellen Einflüssen. Er betrachtete sie vorwiegend als ein erlerntes Verhalten.

Diskurswandel

Der Diskurswandel führt in wichtigen sozialen Feldern tendenziell vom Strukturellen zum Individuellen. Das lässt sich am Beispiel der Sozialstruktur-, Gewalt- und Konfliktforschung zeigen. In der Sozialstrukturforschung verlagerte sich der Blick von der vertikal geschichteten zur horizontal gegliederten Ebene.⁸ Die Klassenmodelle des 19. Jahrhunderts unterschieden die Lohnarbeitenden vom Bürgertum nach der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel. Analysen sozialer Schichten und Klassen definierten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Menschen nach weiteren Merkmalen wie Beruf, Qualifikationen, Einkommen und Besitz. Der Blick galt nach wie vor primär vertikalen Ungleichheiten. Das änderte sich im Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Theorien sozialer Lagen beziehen das subjektive Wohl (Lebenszufriedenheit) stärker ein. Horizontale Ungleichheiten stehen auch bei Modellen sozialer Milieus im Vordergrund. Sie betonen die Lebensauffassung, den Lebensstil und die Wertorientierung. Die Lagen- und Milieuanalysen weisen auf wichtige Differenzierungen hin, vernachlässigen aber gesellschaftliche Gegensätze. Sie suggerieren eine Entwicklung, die von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus führe. Laut Gerhard Schulze hat die Suche nach Glück die Sorge um das Materielle abgelöst.⁹ Das erlebnisorientierte Denken ersetzt das an Produkten orientierte. Der Alltag verkommt so zur Lebensbühne und Verlängerung der Innenwelt. Symbolwelten scheinen frei wählbar zu sein. Aber die sozialen Gegensätze und Klassen sind nicht verschwunden, wie Pierre Bourdieu u.a. kritisieren.

Auch der Gewaltdiskurs führt von der gesellschaftlichen über die sozialisationsbezogene zur individuellen Akzentuierung. Nach Wilhelm Heitmeyer lassen Desintegration, Desorientierung und fehlende Perspektiven die Konflikte eskalieren.¹⁰ Der rasche Wandel überfordert die Individuen. Er verleitet zu auto-

⁷ Thomas Kornbichel, ebd., S. 18/19.

⁸ Rainer Geissler: *Facetten der modernen Sozialstruktur*. In: Victoria Jäggi, Ueli Mäder, Katja Windisch (Hrsg.): *Entwicklung, Recht, Sozialer Wandel*. Bern: Peter Lang Verlag 2002. S. 537.

⁹ Gerhard Schulze: *Die Erlebnisgesellschaft*. Frankfurt/M.: Campus Verlag 2000.

¹⁰ Laut Heitmeyer erhöhen auch die Ohnmacht (durch forcierte Konkurrenz), die Verunsicherung (durch häufige Biographiebrüche) und die Vereinzelnung (durch Auflösung famili-

ritärem Verhalten. Heitmeyer betont gesellschaftliche und sozialisationsbezogene Ursachen. Trutz von Trotha (1997) wehrt sich indes dagegen, Gewalt immer erklären und ihr einen Sinn geben zu wollen. Das führe dazu, irrationale Momente und die Lust an der Gewalt zu verkennen.¹¹ Heute wird Gewalt oft personalisiert und situativ fokussiert. Die Theorie der strukturellen Gewalt scheint passé zu sein.¹² Sie geht auf die Kritische Konfliktforschung der 1970er-Jahre zurück und thematisiert, wie Gewalt mitten aus der Gesellschaft kommt und sich in ungleichen Machtverhältnissen und Lebenschancen äußert.¹³ Bei den aktuellen Debatten steht jedoch die personale Gewalt im Vordergrund. Sie lässt sich fassen, benennt Täter und manchmal auch Opfer. Die Vernachlässigung struktureller Aspekte kann dazu führen, die Gewalt zu banalisieren und Lösungen in zu engen Feldern zu suchen. Ähnliches zeigt sich in Konfliktanalysen.

Ältere Ansätze der Konfliktforschung betonen strukturelle Ursachen der Konflikte. Neuere konzentrieren sich mehr darauf, Konfliktdynamiken zu dekonstruieren.¹⁴ Während die ältere Generation vor allem für eine inhaltliche Ausgestaltung des Friedens eintritt, richtet die jüngere Generation ihre Aufmerksamkeit von diesem scheinbar utopischen Ziel weg auf pragmatische Aspekte der Konflikte. Sie entfernt sich dabei von einem Friedensbegriff im Sinne der Abwesenheit von (struktureller) Gewalt und der postulierten Verteilungsgerechtigkeit. Zur Begründung dient ein radikal konstruktivistischer Ansatz, der den Relativismus stark betont. Während die Kritische Friedensforschung konkrete Wege der Veränderung aufzeigen will, zielt der radikal konstruktivistische Ansatz darauf ab, Akteure zu befähigen, sich aufgrund der Einsicht in die Bedingtheit der eigenen und fremden Wahrnehmungssysteme von festgefahrenen Positionen zu lösen und kompromissfähig zu werden. Die Kritik der Kritischen Konfliktforschung versucht die als normativ aufgeladen hingestellten Begriffe zu dekonstruieren und von emanzipatorischen Inhalten zu entkoppeln. Sie interessiert sich mehr für die Dynamik der Konflikte, denn für die Ursachenforschung. Wichtige Strömungen der neuen Konfliktforschung wollen politisch abstinent sein. Sie fokussieren die personale und situative Konfliktodynamik. Damit gerät auch das soziale Engagement aus dem Blick, das laut Pierre Bourdieu kein Widerspruch zum wissenschaftlichen Arbeiten zu sein braucht. Das Besondere eines Stand-

ärer und kultureller Milieus) die Bereitschaft zur Gewalt. Vgl. Wilhelm Heitmeyer et al. (Hrsg.): *Handbuch der Gewaltforschung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002.

¹¹ Trutz von Trotha (Hrsg.): *Soziologie der Gewalt*. Sonderheft 37 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag 1997.

¹² Johan Galtung: *Strukturelle Gewalt*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1975.

¹³ Auch die These einer „Dominanzkultur“ bezieht sich auf Vorstellungen von Ungleichheit. Sie zeigt, wie diese mit Stereotypen über Geschlechterrollen übereinstimmen, die über die Sozialisation vermittelt werden. Vgl. Birgit Rommelspacher: *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*. Berlin: Orlanda Verlag 1995.

¹⁴ Sabine Fischer, Astrid Sahn: *Friedensforschung und Normativität: Positionen der jüngeren Generationen*. In: Egbert Jahn et al. (Hrsg.): *Die Zukunft des Friedens*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2005. S. 49–73.

punktes besteht seiner Auffassung nach darin, ein Standpunkt in Bezug auf einen andern Standpunkt zu sein. Ein sozial-reflexiver (nicht radikaler) Konstruktivismus erlaubt den Forschenden, den eigenen sozialen und intellektuellen Standpunkt im Forschungsfeld kritisch zu prüfen. Ich komme auf diesen Ansatz zurück, gehe zunächst aber auf die soziologische Biographieforschung ein, die auf der qualitativen Sozialforschung basiert und von ihrer Ausrichtung her Nähen zum psychoanalytischen Zugang hat.

Alltagsnähe

Qualitative Studien zeichnen sich durch einen deutenden und Sinn verstehenden Zugang aus. Die Forschung gestaltet sich als kommunikativer Prozess. Sie erfordert eine hohe Sensibilität für die (Selbst-)Wahrnehmung und die Interaktion mit allen Beteiligten. In der Sozialwissenschaft gewinnen vor Ende des zwanzigsten Jahrhunderts trotz gängiger Mathematisierung der Forschung auch qualitative Ansätze wieder an Bedeutung; so etwa bei der Lebenswelt- und Stadtteilmforschung. Diese knüpft an eine Tradition an, die bereits vor hundert Jahren in Chicago entstand. Lebenszeugnisse von Einwandernden und ausgegrenzten sozialen Gruppen bildeten damals eine wichtige Grundlage, um Folgen des soziokulturellen Wandels festzumachen. Dies selbstverständlich auch unter Einbezug qualitativer Interviews, bei denen sich die Erinnerung im Gespräch weiter formt. Solche Interviews dokumentieren, wie Menschen versuchen, in Selbstzeugnissen ihrem Leben einen Sinn zu geben. Subjektive Deutungen entsprechen aber nicht unbedingt den sozialen Wirklichkeiten. Sie vermitteln die Sicht von Menschen, die ihre Wahrheiten erzählen. Ihre Deutungen sind ebenso Wirklichkeit wie die sozialen Umstände, in denen sie leben. Die Befragten vermitteln, wie sie das Erlebte in eine verständliche Ordnung bringen, ihr Schicksal erklären und die Welt verstehen. Wenn wir diesem subjektiven Sinn auf die Spur kommen, öffnen sich Welten.

Im Biographischen manifestiert sich auch viel Gesellschaftliches. Norbert Elias zeigt im Rahmen seiner Figurationssoziologie, dass das Individuum als eine Art Konzentrat der gesellschaftlichen Welt angesehen werden kann: Es trägt, aus einer besonderen Konstellation heraus, die ganze Gesellschaft seiner Epoche in sich.¹⁵ Dabei ist es wichtig, Menschen in ihrer alltäglichen Umgebung und in ihren widersprüchlichen und wechselnden Konstruktionen des eigenen Selbst zu sehen. Lebensgeschichtliche Ansätze legen Wert auf das kommunikative Verstehen zwischen allen Beteiligten. Sie sind eine spezifische Form sozialer Annäherung. Bei den Interviews ist der innere Blick ein Mittel der Erkenntnis. Er dient auch dem eigenen Lernprozess und versucht, andere „innere Bezugsrahmen“ nachzuvollziehen. Ein derartiger Zugang geht nicht von umfassenden Theorien

¹⁵ Norbert Elias: *Die Gesellschaft der Individuen*. In: Norbert Elias. *Gesammelte Schriften*. Bd. 10. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001.

aus. Wichtig sind zunächst das persönliche Gespräch und präzise Beobachtungen sozialer Wirklichkeiten. Dies möglichst so, wie Betroffene sie wahrnehmen und verarbeiten. Dabei gilt es, sich auch die Bedingungen und Kontexte zu vergegenwärtigen, unter denen Menschen so handeln, wie sie handeln.

Biographische Identität

Die soziologische Biographieforschung interessiert sich dafür, wie Individuen im Kontext eines rasanten sozialen Wandels historische und institutionelle Umbrüche verarbeiten.¹⁶ Sie fragt nach Zusammenhängen zwischen gesellschaftlichen und individuellen Strukturbildungsprozessen. Dabei interessiert die individuelle Erfahrungsbildung im Rahmen sozialer Lebenswelten. Biographie ist so betrachtet keine individuell-psychologische Kategorie, sondern ein soziales Konstrukt. Die Biographieforschung entstand spätestens in den 1920er Jahren. Wichtige Grundlagen erarbeiteten Alfred Schütz sowie Florian Znaniecki und William Isaac Thomas, der auch mit dem Psychoanalytiker Sullivan zusammen arbeitete. Die soziologische Biographieforschung gründet unter anderem auf der verstehenden Soziologie, der phänomenologischen Wissenssoziologie sowie dem symbolischen Interaktionismus und philosophisch geprägten Pragmatismus. Biographie erscheint dabei als dialektische Konzeption des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft. Theodor Geiger vergleicht die biographische Identität mit der Mentalität, die wir, ähnlich der Haut, nicht wie ein Gewand ablegen können. Sie ist trotz ihrer Einzigartigkeit immer auch ein kollektiver Habitus. Der mentalitäre Prozess der Habitualisierung hat seine Basis allerdings nicht einfach in der sozialen Positionierung. Er leitet sich nicht nur aus individuell unterschiedlichen Ausstattungen an Ressourcen ab. Seine Referenzbezüge sind sowohl tiefer liegende historische Figurationen als auch aktuelle gesellschaftliche Prozesse. Dazu gehören derzeit die Modernisierung und Pluralisierung. Sie prägen als mentalitäre Großwetterlagen biographische Dispositionen.

Indem wir die Erfahrungen und Einstellungen eines einzelnen Menschen analysieren, erhalten wir immer Daten und elementare Fakten, die weit über das Individuum hinaus reichen und helfen, soziale Prozesse umfassender zu bestimmen. Thomas und Znaniecki verwendeten vielfältige Dokumente für ihre biographischen Analysen.¹⁷ Biographische Fallrekonstruktionen gehen von keiner

¹⁶ Vgl. Bettina Dausien et al.: *Einleitung*. In: Bettina Völter et al. (Hrsg.): *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005. S. 7–20.

¹⁷ Vgl. William I. Thomas, Florian W. Znaniecki: *The Polish Peasant in Europe and America*. New York: Octagon Books 1974. Gabriele Rosenthal (1995) bezieht sich darauf und argumentiert, dass beispielsweise ein Polizeibericht nicht weniger subjektiv zu sein braucht als ein biographisches Dokument. Vgl. Gabriele Rosenthal: *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biografischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a.M.: Campus 1995.

Homologie zwischen Erfahrung und Erzählung aus. Sie analysieren biographische Brüche und versuchen keine normal-biographischen Kontinuitäten herzustellen. Lebensgeschichten sind stets ein individuelles und soziales Produkt: „Mit der Rekonstruktion jedes einzelnen Falles zielen wir also immer zugleich Aussagen über dessen historisch-sozialen Kontext an.“¹⁸ Rosenthal kombiniert die strukturelle Hermeneutik von Oevermann mit der Erzähl- und Textanalyse von Schütze, der thematischen Feldanalyse von Fischer und weiteren theoretischen Ansätzen. Dabei erweist sich der Versuch, Lebensverlauf und Präsentation getrennt zu analysieren, als äußerst anspruchsvoll. Gerade in der heutigen Zeit, sind Biographien schwer fassbare Gebilde, da Menschen ihre Identitäten entwerfen bzw. wechseln und gleichzeitig sehr heterogenen sozialen Erwartungen ausgesetzt sind, was auch der Symbolische Interaktionismus zum Vorschein bringt.¹⁹

Das Interpretative Paradigma der Phänomenologischen Soziologie versteht die sozialen Beziehungen als interpretative Prozesse, in denen sich die Handelnden durch Sinndeutungen der Erwartungen aufeinander beziehen. Während struktursoziologische Theorien von einer objektiv gegebenen gesellschaftlichen Struktur ausgehen, verlangt das Interpretative Paradigma die Rekonstruktion der Interpretationen, die sich in den untersuchten sozialen Beziehungen vollziehen.²⁰ Das Interpretative Paradigma ist ein forschungsleitendes Denkmodell. Es stützt sich vor allem auf die Theorie des Symbolischen Interaktionismus und die Ethnomethodologie.²¹ Der Grundgedanke ist, dass Menschen nicht starr nach kulturell etablierten Rollen, Normen, Symbolen, Bedeutungen handeln (normatives Paradigma), sondern jede soziale Interaktion selbst als interpretativer Prozess aufzufassen ist. Der Mensch muss jede soziale Situation für sich deuten. Er muss sich damit auseinandersetzen, welche Rollen von ihm erwartet und ihm zugeschrieben werden. Er muss heraus finden, welche Perspektiven er selbst hat. Wenn also soziales Handeln selbst schon Interpretation ist, dann müssen die wissenschaftlich orientierten Soziantigen selbst erst recht Interpretinnen und Interpreten sein. Die in der Hermeneutik postulierte Introspektion lässt eigene subjektive Erfahrungen zu. Sie ermöglicht den Zugang zu inner-psychischen Phänomenen. Die Verknüpfung des inneren Blicks mit dem Forschungsgegenstand ist ein legitimes Erkenntnismittel. Forschung ist mehr als ein Prozess der Auseinandersetzung mit einem Gegenstand. Sie bezieht die Interaktion zwischen den Forschenden, Beforschten und den sozialen Gegebenheiten ein. Der Symbolische Interaktionismus thematisiert, wie Probleme, Ängste und Projektionen der Forschenden die Dynamik prägen. Wir Menschen nehmen die Dinge zunächst je nachdem auf, welche Bedeutung sie für uns haben. Die Reflexivität

¹⁸ Gabriele Rosenthal, ebd., S.61.

¹⁹ Bettina Völter, ebd., S. 165.

²⁰ Philipp Mayring: *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz 1999. S. 2.

²¹ Hector Schmassmann: *Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie*. Basel: unveröffentlichter Text 2001.

der Forschenden über ihr eigenes Handeln und ihre eigenen Wahrnehmungen im untersuchten Feld ist nach diesem Verständnis ein wesentlicher Teil der Erkenntnis und keine auszuschaltende Störung. Diese Reflexivität hilft auch, Fremdes zu verstehen, sofern das überhaupt möglich ist.

Nähe durch Distanz

Wenn wir fragen, wie wir Fremdes verstehen, unterstellen wir schon, dass es möglich ist, Fremdes zu verstehen. Aber verstehen wir Fremdes? Wenn Fremdes das ist, was wir nicht verstehen, müsste unsere Frage anders lauten. Es sei denn, wir verstehen Fremdes am ehesten, indem wir es nicht verstehen. Dabei interessiert, wie kooperativ sich das Eigene und Fremde zueinander im Konflikt befinden. Wer die Dynamik zwischen dem Eigenen und dem Fremden verstehen will, muss das Eigene im Fremden und das Fremde im Eigenen beziehungsweise das Fremde im Vertrauten entdecken. Dabei erscheint das Eigene als das Vertraute und das Fremde, mit dem sich das Eigene im Widerstreit befindet, als das Unvertraute. Verstehen meint auch den schwierigen Versuch, einen anderen Bezugsrahmen möglichst so wahrzunehmen, dass sich der subjektiv gemeinte Sinn (Max Weber) nachvollziehen lässt. Ob und wie wir Fremdes verstehen, hängt bei diesem heiklen Unterfangen unter anderem vom produktiven Umgang mit dem Konflikt zwischen dem Eigenen und dem Fremden ab. Das eigene Vertraute und das fremde Unvertraute sind allerdings keine klar voneinander trennbaren Bereiche. Es gibt viel Fremdes im Vertrauten und Vertrautes im Unvertrauten. Und das Vertraute im Unvertrauten ist nur scheinbar paradox.

Georg Simmel verglich den Fremden mit einem Armen.²² Beide, der Fremde und der Arme, befinden sich in der Gesellschaft drinnen und draußen, nicht drinnen oder draußen. Der Fremde ist nicht der Wandernde, der heute kommt und morgen geht, sondern der, der heute kommt und morgen vielleicht bleibt. Nähe und Distanz bilden eine Einheit. Das Nahe ist fern, das Ferne nah. Der Fremde ist, wie der Arme, ein Zugehöriger, der sich meistens nur teilweise außerhalb befindet. Weil er über wenig materielle Ressourcen verfügt, muss er besonders mobil und flexibel bleiben. Die verordnete Ungebundenheit bedeutet Zwang. Sie ermöglicht aber auch eine Beweglichkeit, die freiheitliche Momente beinhaltet und gerade deshalb Neid weckt und Vorurteile bestätigt. Um Stereotype zu verhindern, plädiert Gordon Allport dafür, persönliche Kontakte zu kultivieren.²³ Nach seiner Annahme können häufige Kontakte und gute Kenntnisse Vorurteile auflösen. Wesentlich sind allerdings die Bedingungen, unter denen die Kontakte stattfinden. Möglichst enge Kooperationen tragen am ehesten dazu bei, Vorurteile abzubauen. Theodor Adorno führt die Vorurteile auf keinen

²² Georg Simmel: *Exkurs über den Fremden*. In: ders.: *Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Gesamtausgabe. Bd. 11. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992. S. 764–771.

²³ Gordon W. Allport: *The nature of prejudice*. University of Chicago Press: Reading 1954.

Mangel an Kontakten zurück. Sie wurzelten vielmehr in der inner-psychischen Dynamik des Individuums, die es psychoanalytisch und auf die Sozialisation bezogen zu deuten gilt.²⁴

Wichtig ist wohl eine Synthese dieser Ansätze. Zudem gilt es, zwischen sozialer und kultureller Fremdheit zu differenzieren. Die soziale Fremdheit thematisiert die ausgrenzende Nichtzugehörigkeit. Sie verlangt eine strukturell wirksame Integration. Die kulturelle Fremdheit beinhaltet indes die Chance, Unvertrautes bewusst und sinnlich erfahrbar zu machen. Das Eigene und das Fremde sind also eng miteinander verknüpft. Das Eigene ist keine feste Kategorie. Es besteht nicht aus einem wahren, inneren Kern, den es zu entdecken gilt. Das Eigene entsteht prozessual und befindet sich stets im Wandel. Unser Ich ist ein werdendes Ich, das sich permanent verändert und nie ganz fassen lässt. Auch das Vertraute ist uns nie ganz vertraut. Es bleibt stets ein wenig unvertraut. Wenn wir uns ihm annähern, entdecken wir Fremdes. So wie wir im Fremden auch viel Vertrautes entdecken, wenn wir es nicht durch ausschließende Grenzen festzurren, um unser eigenes Ich zu stabilisieren.

Es gibt auch eine andere Nähe, eine Nähe durch Distanz. Eine Nähe durch Respekt vor dem Fremden, das sich uns stets entzieht und weder fassen noch vereinnahmen lässt. Sich fremd fühlen kann auch eine Form sein, die Nicht-Akzeptanz des Fremden nicht zu akzeptieren. Dieses Verständnis kontrastiert und relativiert vielleicht das intentionale Verstehen der hermeneutischen Tradition. Das Fremde bleibt fremd, indem es sich dem Zugriff entzieht und nicht identifizieren lässt. Die Fremdheit verbindet also, indem sie bestehen bleibt. Sie hilft, das andere Ich als anderes Ich anzuerkennen. Die Akzeptanz setzt ein Ja zur Differenz voraus. Dazu gehört die Integration der eigenen Fremdheit. Sie ermöglicht eine Vertrautheit, die Ambivalenzen zulässt und darauf verzichtet, Ordnung durch rigide Normierung oder Homogenisierung herzustellen. Anstelle des symbiotisch Nahen oder des hochstilisiert Anderen ermöglicht das Selbstverständnis, dass Grenzen nur teilweise überwindbar sind, eine Vertrautheit mit sich und anderen.

Erinnerung formt sich im Gespräch

Gespräche und Erinnerungen sind bei biographischen Zugängen zentral.²⁵ Der Quellenwert von Erinnerungen lässt sich unterschiedlich deuten. Erinnerungen sind stets selektiv. Wenn wir Geschichten aus dem Blickwinkel von Betroffenen rekonstruieren, enthalten Erinnerungen spezifische Wahrheiten. Dabei ist zu

²⁴ Theodor Adorno et. al.: *The Authoritarian Personality*. New York: Harper and Brothers 1950.

²⁵ Heiko Haumann, Ueli Mäder: *Erinnern und erzählen*. In: Marco Leuenberger, Loretta Seglias (Hrsg.): *Versorgt und vergessen*. Ehemalige Verdingkinder erzählen. Zürich: Rotpunktverlag 2009. S. 279–289.

berücksichtigen, dass sich die Erinnerung an ein Geschehen im Prozess der Erinnerung verändert. Je nach Gespräch kommen besondere Gefühle auf. Das Zusammenspiel der Beteiligten beeinflusst die Darstellung. Es weckt Assoziationen, die während des Gesprächs nicht zufällig auftauchen. Wenn die Gefühle willkommen sind, weichen sich Verhärtungen auf. Das fördert die spontane Exploration. Wichtig sind auch Kontexte und weitere Begebenheiten. Sie wirken schon längst vor dem Gespräch. Dazu gehören Medien, öffentliche Diskussionen, Normen und Werte sowie verschiedene soziale Milieus, in denen sich die Befragten (und wir) bewegen. Wenn wir das gesellschaftliche Umfeld berücksichtigen, das die Erinnerungsvorgänge beeinflusst, können wir besser nachvollziehen, was einzelne Menschen erlebten und was sie in ihren Lebenswelten, Netzwerken, Handlungsräumen, Strategien und Deutungsmustern prägte. Beim Interview ist die Ebene der Erzählung (in der Gegenwart) von der Ebene des tatsächlich Erlebten und der Ebene der Sinnggebung zu trennen. Zudem sind Schlüsselerlebnisse und biographische Wendepunkte herauszufiltern, von denen aus sich Erinnerungen interpretieren lassen. In der biographischen Erzählung offenbart sich die psychische und Sinn deutende Wirklichkeit eines Menschen, in dem das Ganze seines Wissens und seiner Reflexion über seinen Lebensverlauf eingeschrieben ist. Sie ist Ausdruck von der nie endenden Suche nach Totalisierung aller bisher erlebten Erfahrungen.

Erzählungen lassen sich auch betrachten, indem wir einzelne Sequenzen fokussieren. Dabei sollten Zusammenhänge bestehen bleiben. Die einzelnen Einheiten folgen dem Textprotokoll. Sie sind zunächst für sich zu deuten. Dies möglichst konkret, nicht aus einem allgemeinen Eindruck des Gesprächs. Gesprächseinheiten lassen sich auch zu thematischen Blöcken zusammenfassen. Dabei interessiert, ob Erlebtes einfach geschildert oder möglichst sinnig konstruiert und mit späteren Einflüssen vermischt wird. Signifikant sind zudem emotionale Erschütterungen und Einschnitte. Sie können sich als mögliche Wendepunkte erweisen. Wesentlich ist, welche Bedeutung die Gesprächseinheiten für den Lebenslauf und die Selbstdarstellung haben. Sprachliche Formulierungen sind ebenfalls aussagekräftig: Der Wortschatz verrät je nachdem viel über Alter, Milieu, Ort und Zeit. Er weist uns auch darauf hin, ob wir eine Geschichte näher aus der Gegenwart oder Vergangenheit erfahren.

Der verstehende Zugang und die Analyse der einzelnen thematischen Interview-Blöcke versuchen, die Wahrnehmungen, Sichtweisen und Sinnkonstruktionen der Befragten nachzuvollziehen. Dabei sind eigene Interpretationen auf Projektionen hin zu untersuchen. Hinzu kommt das Bemühen, sich Vorgängen anzunähern, über die es dem Gegenüber schwer fällt, sich mitzuteilen. Wenn wir die äußeren Kontexte und Einflüsse einbeziehen, müssen wir auch berücksichtigen, ob die Interviewten zum Zeitpunkt interessierender Ereignisse von Medienberichten, Publikationen und öffentlichen Diskussionen zum Thema gewusst haben und was sie heute darüber wissen. Überaus schwierig ist es, interpretieren zu wollen, wie Interviewte versuchten, konkrete Erlebnisse zu verarbeiten. Selbst

wenn die Befragten dicht am Geschehen berichten, bleiben die Erinnerungen eigene Wahrheiten. Weitere Wahrheiten kommen durch andere Quellen hinzu, beispielsweise durch Erzählungen von anderen Zeitzeugen und von Dokumenten der Gemeinden. Sie sind für die soziologische Biographieforschung mehr von Bedeutung als für die Psychoanalyse. Erinnerungen sind natürlich mit unserer Subjektivität durchtränkt, doch damit ist nicht gemeint, dass Menschen Erfahrungen „passiv“ erleben und in ihr Gedächtnis einfügen, sondern über Kompetenzen verfügen, die der modernen Konstruktion des autonomen Subjekts zugrunde liegen. Das Besondere an der Subjektivität ist, dass Menschen nicht nur instrumentell, sondern auch expressiv, dramaturgisch, kommunikativ handeln und sich in Projekten und Kontexten engagieren, die sie längere Zeit binden. Da die persönlichen Aussagen einen meistens emotional berühren, ist auch das einzubeziehen, was die Erzählungen mit uns machen und wie unser Nacherleben die Gesprächsdynamik beeinflusst. Da sind viel Selbstreflexion, Intersivision und Supervision gefragt. Sie helfen und lassen uns immer wieder entdecken, welchen Sinn unsere Interpretationen anstreben. Sie weisen uns auch darauf hin, wie interpretierend bereits unsere Transkripte sind. Wenn wir uns den Erzählungen möglichst stimmig annähern wollen, ist ein Zugang zu unserem Vorverständnis, unseren Assoziationen, Erinnerungen und Erlebnissen unabdingbar. Hinzu kommt der bewusste und professionelle Umgang mit den verwendeten Theorien und Methoden.

Biographische Illusion?

Pierre Bourdieu verknüpft mit seinem Habituskonzept gesellschaftliche und individuelle Prägungen.²⁶ Sozio-strukturelle Daseinsbedingungen prägen die Habitusstrukturen, die er als System relativ dauerhafter, sich wandelnder und übertragbarer Dispositionen versteht. Das verinnerlichte (inkorporierte) habituelle Dispositionssystem ist Grundlage für den sozialen Sinn, der die sozialen Akteure leitet. Der Habitus beeinflusst den Lebensstil, der mit feinen Unterschieden die Zugehörigkeit zu sozialen Klassen dokumentiert, die sich im sozialen Raum positionieren und trotz Erscheinungen der Individualisierung keineswegs passé sind.²⁷ Gleichwohl stellt sich die Frage, ob die Biographieforschung den Trend der Individualisierung verstärkt. Aus meiner Sicht tut sie das nicht,

²⁶ Pierre Bourdieu: *Le Sens pratique*. Paris: Minuit 1980.

²⁷ Michael Vester verbindet die theoretischen Konzepte von Pierre Bourdieu und anderen mit der empirischen Sinus-Milieuforschung. Sein Klassenbegriff erfasst die wirtschaftlichen Positionen und die alltäglichen Lebensbedingungen der Individuen, die in sozialen Milieus auch ein (beschränktes) Eigenleben führen können. Strategien der sozialen Schließung sind immer auch ein Konzept zur Erhaltung der Macht. Horizontale soziale Differenzierungen basieren auf vertikalen. Vgl. Michael Vester et al.: *Soziale Milieus im Gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002.

wenn sie die sozialen Kontexte einbezieht und sich dafür interessiert, inwiefern sich im Biographischen das Gesellschaftliche dokumentiert. Gewiss, der Individualismus fördert teilweise einen schillernden Subjektivismus in Literatur und Humanwissenschaften. Die Suche nach Lebensorientierung tastet sich an authentischen Niederschriften voran. Zunächst wird das Gesellschaftliche subjektiviert, dann privatisiert. Das desavouiert, was andere seriös an Alltagsforschung betreiben und – neu entdeckt – an Tradition fortführen. Im 19. Jahrhundert interessierten sich Friedrich Engels und Karl Marx für objektive Entwicklungsgesetze. Sie betonten zudem die Notwendigkeit, subjektive Konstitutions- und Verarbeitungsprozesse einzubeziehen. Die Biographierung erlaubt allerdings keine Generalisierung. Sie ist eine spezifische Form sozialer Annäherung. Wenn alle Individuen einmalig sind, dann ist zumindest das ein kollektiver Sachverhalt, der auch übergreifende Studien erfordert. So ist die Biographieforschung mit sozio-demographischen und strukturellen Voraussetzungen zu verknüpfen. Aber vor der „Zahlenbeigerei“ kommt die einfache sinnliche Wahrnehmung. Der Bildschirm und die Datenbank sind kein Ersatz für das Gespräch und lebensgeschichtliche Zugänge. Individuelle und gesellschaftliche Perspektiven ergänzen sich.

Pierre Bourdieu warnt vor der biographischen Illusion.²⁸ Er versucht das Subjektive mit dem Objektivierbaren zu verbinden. Ihm geht es um die Aufhebung der traditionellen Spaltung zwischen Subjektivismus und Objektivismus. Strukturalistisch geht er davon aus, dass es in der sozialen Welt objektive Strukturen gibt, die vom Bewusstsein und Willen der Akteure unabhängig sind. Sie können die individuellen Praktiken leiten. Konstruktivistisch nimmt Bourdieu aber auch eine soziale Genese der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata an.²⁹ Sie konstituieren das, was er Habitus nennt. In dieser doppelten, quasi objektiven und konstruierten Dimension der gesellschaftlichen Wirklichkeit räumt Bourdieu den gegebenen Strukturen den Vorrang ein. Er unterscheidet dabei ein objektivistisches und ein subjektivistisches Moment: Einerseits bilden die objektiven Strukturen die Grundlage der subjektiven Repräsentationen. Sie konstituieren die strukturellen Zwänge, die auf den Interaktionen lasten. Andererseits sind aber die Repräsentationen festzuhalten, welche individuell wie kollektiv geführte Alltagskämpfe veranschaulichen und darauf abzielen, Strukturen zu erhalten oder zu verändern.

²⁸ Vgl. Pierre Bourdieu: *L'illusion biographique*. In: Actes de la recherche en sciences sociales, 62/63, 1986. S. 69–72 sowie ders. *Le Sens pratique*, ebd. und ders. *Espace social et pouvoir symbolique*. In: *Choses dites*. Paris: Minuit 1987. S. 147–166. Bourdieu kritisiert ein Schubladendenken, das in der Soziologie weit verbreitet ist. Von allen Gegensätzen, welche die Sozialwissenschaften künstlich konstruierten, sei die grundlegendste und verderblichste Spaltung jene zwischen Subjektivismus und Objektivismus.

²⁹ Ueli Mäder, Hector Schmassmann: *Konstruktivistische Diskurse in der Soziologie*. WWZ-Tagung (zu Ehren von Werner Müller). Basel 2006, unveröffentlichter Vortrag.

Der zeitliche und theoretische Vorrang, welcher der objektiven Dimension der gesellschaftlichen Wirklichkeit zukommt, wurzelt in einer erkenntnistheoretischen Reflexion.³⁰ Im Zentrum befindet sich der Begriff des epistemologischen Bruchs. Gemeint ist der Bruch zwischen dem wissenschaftlichen Wissen der Soziologinnen und der spontanen Soziologie sozialer Akteure; was die Distanz zwischen Sozialwissenschaften und Naturwissenschaften verkleinert. Wichtig ist das soziologische Postulat, mit den Vorbegriffen der sozialen Akteure zu brechen.³¹ Bourdieus Zugang reduziert sich jedoch keineswegs auf eine einfache Dichotomie zwischen wissenschaftlichem und alltäglichem Wissen. Der Vorrang, den er quasi objektiven Aspekten der gesellschaftlichen Wirklichkeit gibt, lässt ihn zuweilen auf das Begriffspaar Schein und Wirklichkeit zurückgreifen. Das führt seine Soziologie auch etwas von konstruktivistischen Ansätzen weg und zeigt sich ebenfalls dann, wenn er über die biographische Illusion reflektiert, in der das Ich das scheinbar Wirklichste aller Wirklichkeiten ist. Der Gegensatz zwischen einer wahren (objektiven) Wirklichkeit und einer falschen (subjektiven) Wirklichkeit schränkt jedenfalls die Analyse der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit ein. Er beeinflusst auch die Dialektik zwischen dem Subjektiven und Objektiven.

Nach Pierre Bourdieu beeinflussen also externe Faktoren die Denk- und Handlungsmuster beziehungsweise den Habitus eines Menschen, wobei die soziale Klassenlage nicht kausal determiniert. Der Habitus, das sind gewissermaßen die sozialen Strukturen unserer Subjektivität, die sich zuerst über unsere ersten Erfahrungen (primärer Habitus), dann über unser Leben als Erwachsene (sekundärer Habitus) bilden. Es ist die Art und Weise, in der sich die sozialen Strukturen über Interiorisierung der Exteriorität in unseren Köpfen und Körpern einschreiben. Es gibt auch feine Unterschiede, die sich über Titel, Kleidung, Sprache, Manieren und den Geschmack äußern. Der Lebensstil ist weder frei wählbar noch beliebig; er folgt vielmehr dem sozialen Rang. Die feinen Unterschiede äußern sich darin, wie man grilliert oder den Tisch deckt. Bourdieu orientiert sich an der Marx'schen Tradition, nach welcher das Sein auch das Bewusstsein bestimmt. Der positivistische Traum von der perfekten epistemologischen Unschuld ignoriert seiner Auffassung nach die Tatsache, dass der wesentliche Unterschied nicht zwischen einer Wissenschaft besteht, die eine Konstruktion vollzieht, und einer, die das nicht tut, sondern zwischen einer, die es tut, ohne es zu wissen, und einer, die darum weiss und sich deshalb bemüht, ihre unvermeidbaren Konstruktionsakte und die Effekte, die diese ebenso

³⁰ Vgl. Pierre Bourdieu et al. (Hrsg.): *Le Métier de sociologue, Préalables épistémologiques*. Paris: Mouton & Bordas 1968.

³¹ Diese Forderung stellte bereits Durkheim 1895 auf; vgl. Émile Durkheim: *Les Règles de la méthode sociologique*. Paris: PUF 1960.

unvermeidbar hervorbringen, möglichst umfassend zu kennen und zu kontrollieren.³²

Fazit

Autobiographische Erzählungen, Texte und Materialien eröffnen einen Zugang zu individual-psychologischen Befindlichkeiten und Vorgängen auf unterschiedlichen Ebenen der Wirklichkeit. Die biographische Methode macht ersichtlich, wie Menschen Widerstände und Widersprüche, Verleugnungen und Verdrängungen sowie Rechtfertigungen bemerkbar nutzen, um ihre bewussten und unbewussten Verstrickungen, Irrtümer und Missverständnisse zu bewältigen. Dabei liegt bei der psychoanalytischen Methode der Fokus bei den psychischen Prozessen, wogegen die Soziologie die Akte der Bedeutungszuschreibung als einen interpretativen Prozess beschreibt, der die Fähigkeit besitzt, eigene Wirklichkeiten herzustellen.

Literaturverzeichnis

- Theodor Adorno et. al.: *The Authoritarian Personality*. New York: Harper and Brothers 1950.
- Gordon W. Allport: *The nature of prejudice*. University of Chicago Press: Reading 1954.
- Pierre Bourdieu et al. (Hrsg.): *Le Métier de sociologue, Préalables épistémologiques*. Paris: Mouton & Bordas 1968.
- Pierre Bourdieu: *Le Sens pratique*. Paris: Minuit 1980.
- Pierre Bourdieu: *L'illusion biographique*. In: Actes de la recherche en sciences sociales, 62/63, 1986. S. 69–72.
- Pierre Bourdieu: *Espace social et pouvoir symbolique*. In: ders.: *Choses dites*. Paris: Minuit 1987. S. 147–166.
- Pierre Bourdieu, Pierre: *Verstehen*. In: ders.: *Das Elend der Welt*. Konstanz: UVK 1997. S. 779–803.
- Bettina Dausien et al.: *Einleitung*. In: Bettina Völter et al. (Hrsg.): *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005. S. 7–20.
- Émile Durkheim: *Les Règles de la méthode sociologique*. Paris: PUF 1960.
- Norbert Elias: *Die Gesellschaft der Individuen*. In: Norbert Elias. *Gesammelte Schriften*. Bd. 10. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001.

³² Pierre Bourdieu: *Verstehen*. In: ders.: *Das Elend der Welt*. Konstanz: UVK 1997. S. 779–803.

- Sabine Fischer, Astrid Sahn: *Friedensforschung und Normativität: Positionen der jüngeren Generationen*. In: Egbert Jahn et al. (Hrsg.): *Die Zukunft des Friedens*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2005. S. 49–73.
- Erich Fromm: *Psychoanalyse und Soziologie*. In: Zeitschrift für Psychoanalytische Pädagogik. Wien 1928/29. S. 268–270.
- Johan Galtung: *Strukturelle Gewalt*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1975.
- Rainer Geissler: *Facetten der modernen Sozialstruktur*. In: Victoria Jäggi, Ueli Mäder, Katja Windisch (Hrsg.): *Entwicklung, Recht, Sozialer Wandel*. Bern: Peter Lang Verlag 2002. S. 537–553.
- Heiko Haumann, Ueli Mäder: *Erinnern und erzählen*. In: Marco Leuenberger, Loretta Seglias (Hrsg.): *Versorgt und vergessen*. Ehemalige Verdingkinder erzählen. Zürich: Rotpunktverlag 2009. S. 279–289.
- Wilhelm Heitmeyer et al. (Hrsg.): *Handbuch der Gewaltforschung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002.
- Thomas Kornbichler: *Die Sucht, ganz oben zu sein*. Stuttgart: Kreuz 2007.
- Thomas Leithäuser, Birgit Volmerg: *Psychoanalyse in der Sozialforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1988.
- Ueli Mäder, Hector Schmassmann: *Konstruktivistische Diskurse in der Soziologie*. WWZ-Tagung (zu Ehren von Werner Müller). Basel: 2006, unveröffentlichter Vortrag.
- Karl Marx: *Frühe Schriften*. Bd. I. Stuttgart: Cotta 1962.
- Philipp Mayring: *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz 1999.
- Ulrich Oevermann: *Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versuch einer Aktualisierung*. In: Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, Nr. 1, 2001. S. 35–83.
- Birgit Rommelspacher: *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*. Berlin: Orlanda Verlag 1995.
- Gabriele Rosenthal: *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biografischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a.M.: Campus 1995.
- Georg Simmel: *Exkurs über den Fremden*. In: ders.: *Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Gesamtausgabe. Bd. 11. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992. S. 764–771.
- Hector Schmassmann: *Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie*. Basel: 2001, unveröffentlichter Text.
- Gerhard Schulze: *Die Erlebnisgesellschaft*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2000.
- William I. Thomas, Florian W. Znaniecki: *The Polish Peasant in Europe and America*. New York: Octagon Books 1974.
- Trutz von Trotha (Hrsg.): *Soziologie der Gewalt*. Sonderheft 37 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag 1997.
- Michael Vester et al.: *Soziale Milieus im Gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002.

